

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1858) Unterhaltungsblatt**

2 (5.1.1858) Erste Beilage zum Schwarzwälder Boten

# Unterhaltungsblatt des Schwarzwälder Boten.

N<sup>o</sup> 2. Erste Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 5. Januar 1858.

## Die Goldmünze.

(Fortsetzung.)

So standen die Angelegenheiten im Monate September des Jahres 1817. An dem Tage, mit welchem unsere Erzählung beginnt, befand sich Fräulein Rosa Fournier allein zu Hause, und erschien hin und wider an einem Fenster des ersten Stockwerkes, in welchem das Zimmer ihres Vaters lag. Sie trat auf den Balkon hinaus, blieb dort einige Augenblicke lang, verschwand dann hinter den weißen Fenstervorhängen, um bald darauf wieder zum Vorschein zu kommen. Welchen Grund mochte sie haben für dies sonderbare Benehmen? Ahnte Fräulein Rosa, daß das einfache Sommerkleid ihr zum Entzücken stand, und daß ihre prachtvollen schwarzen Flechten höchst vortheilhaft von dem weißen Grunde der Vorhänge abstachen? Aber wenn dies der Fall war, auf wen konnte denn diese Koketterie berechnet seyn? Durch diese Vorstadt gingen fast nur Wäscherinnen mit nackten Füßen, und diese bekümmerten sich wenig um die Schönheit ihrer Nachbarin. Vielleicht bewunderte auch die junge Dame die malerische Aussicht, deren man sich von diesem Fenster aus erfreute, und in der That würde dies Schauspiel sie in hohem Grade interessirt haben, wenn sie eben so viel Sinn für geschichtliche Erinnerungen gehabt hätte wie ihr Vater.

Dem Hause gegenüber auf der anderen Seite der Landstraße schlängelte sich die Biemme. Eine schmale, unbequeme Steinbrücke, auf deren Mitte sich ein Kreuz erhebt, bewerkstelligte die Verbindung zwischen den zerstreuten, verfallenen Hütten der Vorstadt, welche mit ihren geschwärzten Holzbauten einst die „cité“ von Limoges gebildet hatte. Hier und da wurde die Masse alter amphitheatralisch sich darstellender Gebäude durch ein Dickicht grüner Bäume in heiterer Weise unterbrochen, und die helle Herbstsonne übergoss das ganze Bild mit zauberischem Glanze.

Aber Rosa war offenbar abgestumpft gegen die Reize eines Gemäldes, welches sie tagtäglich vor sich sah, denn sie ließ ihren Blick nur über die einsame Straße hinschweifen, welche an ihres Vaters Hause vorüberführte. Endlich schallte von der Brücke der Galopp eines Pferdes herüber, und bald darauf zeigte sich am Ende der Straße ein junger Reiter. Ein Lächeln erblühte auf den Lippen des schönen Mädchens, einen Augenblick lang wollte es sich hinter den Vorhang flüchten, besann sich aber gleich darauf eines Besseren, blieb ruhig stehen und wartete das Weitere ab.

Rosa war frei von der scheuen Blödigkeit, welche den meisten jungen Mädchen in der Provinz eigenthümlich ist. Sie hatte sich längst gewöhnen müssen, im väterlichen Hause die Honneurs zu machen, und dadurch unmerklich die Sicherheit, das zurückhaltende, aber würdevolle Wesen einer jungen Frau erhalten.

Nach wenigen Secunden befand sich der Reiter ganz in ihrer Nähe. Es war ein hübscher junger Mann von fünf und zwanzig Jahren, geschmackvoll gekleidet, mit heiterem Gesichte und schlanker Gestalt, welche in dem kurzen Reiterrod von dunkelgrünem Sammt vortheilhaft hervortrat. Er hielt sein Pferd unter Rosa's Fenster an und grüßte zierlich hinauf.

Sie haben sich heute mit Ihrem Spazierritt sehr verspätet, Herr v. Chastagnac! rief sie ihm heiter zu.

Ah, mein Fräulein, antwortete der Reiter mit einer Verbeugung, wollen Sie mich eitel machen, indem Sie mich glauben las-

sen, Sie achteten überhaupt auf mich und die Zeit meiner Spazierritte?

Rosa erröthete leicht.

Ich erwarte meinen Vater, der einen Gang in die Stadt gemacht hat, sagte sie, und sehe ihn noch immer nicht kommen. — Ach, Herr v. Chastagnac, sagen Sie doch, werden Sie diesen Abend den Ball der Frau v. Saint-Fargnaud besuchen?

Und Sie, mein Fräulein?

Mir ist's unmöglich. Die arme Nanette, meine gute ehemalige Wärterin, ist ernstlich krank, ich kann sie nicht verlassen.

Nun, dann werde ich auch nicht zu Frau v. Saint-Fargnaud gehen!

Und doch, fing Rosa wieder etwas boshaft an, werden Sie dort wahrscheinlich die schöne Frau von Grandville finden, mit der Sie sich eines Abends in der Präfectur so lange und vortreflich unterhalten haben.

Der junge Chastagnac sah sich etwas unruhig nach allen Seiten um und antwortete:

Das ist nicht recht, mein Fräulein, das ist sehr unrecht; Sie benutzen diese Gelegenheit, da ich Ihnen nicht sagen kann. . . . Aber wir werden uns hoffentlich wiedersehen und dann werde ich mich rächen.

Rosa lachte. Aber gleich drauf wies sie auf vier oder fünf Personen, welche so eben die Brücke betraten.

Sehen Sie doch, sagte sie, wir werden hier gleich eine akademische Sitzung haben. Da kommt mein Vater mit mehreren Herren aus der Gesellschaft der schönen Künste, und wenn ich mich nicht täusche, ist auch Herr Chastagnac dabei.

Sind Sie dessen gewiß? antwortete Victor in einiger Unruhe; was mögen sie vorhaben?

Ganz bestimmt haben sie wieder irgend ein Steinbrödel, einen zerbrochenen Topf oder einen alten verrosteten Liard, über den sie berathen müssen. Mein vortrefflicher Vater hat gewiß wieder einen ganz besonderen Fund gemacht, denn er ist seit gestern Abends ausgelassen lustig.

Dann wird der meinige wieder in sehr bissiger Laune seyn, sagte der junge Chastagnac, indem er in ihren lustigen Ton einstimmt, aber doch kaum seine Verstimmung dadurch zu verbergen vermochte. Für alle Fälle mache ich mich aus dem Staube. Sie könnten mich am Ende gar wieder um meine Meinung fragen, wie eines Tages, da sie sich über einen Buchstaben, in, ich weiß nicht welcher Inschrift, stritten: Der Eine sah dort ein N, der Andere ein O, und ich — sah gar nichts.

Dann machen Sie, daß Sie fortkommen, falls Sie nicht in eine ähnliche Verlegenheit gerathen wollen.

Die Alterthümer waren kaum noch fünfzig Schritte vom Hause entfernt. Eine ernste Besorgniß schien Victor zu verhindern, die Unterhaltung, welche ihm sichtlich so viel Vergnügen machte, noch länger auszuspinnen; er grüßte flüchtig mit der Hand und galoppirte davon.

Wenige Augenblicke später waren Vater Fournier und die Alterthümer, welche er mitgebracht hatte, bereits in seinem Cabinet versammelt. Dies Zimmer war ziemlich geräumig, aber demachen mit den verschiedenartigsten Dingen vollgepfropft, daß man sich kaum darin bewegen konnte. Die Tische, die Stühle,

die Schränke, selbst lauter Kunstwerke in ihrer Art, bogen sich unter der Last von tausenderlei Gegenständen. Hier erhoben sich bestäubte Berge von seltenen Büchern und Manuscripten. Ein großer Schentisch war nur mit Medaillen aller Art bedeckt.

Die Wände wurden vollständig unsichtbar gemacht durch Gemälde, Waffen, Emailen und Sculpturen. Glaskasten standen überall im Zimmer umher und in denselben befand sich eine Unmasse ausgegrabener Bruchstücke von altgallischen Sporen, Ab- und Bischofskreuzen, Armspangen römischer Ritter, maurischer Waffen und so weiter, und jeder dieser Schätze trug seine Etikette mit genauer Angabe des Ortes und Datums der Auffindung.

Mitten in diesem LohuBohu hatte Journier mit Mühe und Noth für die Anwesenden einige Sitze hergerichtet. Für ihr selbst blieb jedoch keiner übrig. Ab- und zugehend zeigte er seinen Gästen alle die Seltenheiten, welche er in der letzten Zeit erworben hatte, und die ihnen noch unbekannt geblieben waren. Aber augenscheinlich suchte er durch diese Kleinigkeiten nur ihre Neugier auf die eigentliche Veranlassung dieser Versammlung zu spannen, und aus seinem heimlichthuenden Wesen war leicht herauszulesen, daß ihm die Ungebuld seiner Freunde viel Spaß machte, und er bemüht war, die beabsichtigte Wirkung durch Verzögerung zu erhöhen.

Unter den bei Journier versammelten Herren befanden sich Herr von Chastagnac, Victors Vater, und Herr Joubert, ein ausgezeichnete Gelehrter, welcher eben damals Präsident der Gesellschaft der schönen Künste war. Diese Beiden durchschauten bald die Absicht des Hausherrn, und Herr von Chastagnac versäumte nicht, bei dieser Gelegenheit den verhassten Gegner etwas zu hänseln.

Ich kann unmöglich glauben, begann er in süßsaurem Tone, daß Herr Journier so viele ehrenwerthe Personen in ihren Geschäften gestört, und einen so weiten Weg hat machen lassen, einzig um ihnen solche unbedeutende Kleinigkeiten zu zeigen. Herr Journier besitzt zu viel Tact und Lebensart, um sich eine derartige Unschicklichkeit zu schulden kommen zu lassen.

In der That, Journier fügte der Präsident in wohlwollender Weise hinzu, Sie spielen mit uns, wie die Raze mit der Maus. Sie haben uns eine Mittheilung von höchster Wichtigkeit versprochen, und bringen nun nichts als Schnurrpfeifereien zum Vorschein. Heraus also mit der angekündigten Neuigkeit, heraus damit! Haben Sie etwa zufällig die Bedeutung der Worte sub ascia, welche sich auf vielen römischen Gräbern findet und bis jetzt noch von Niemanden erklärt worden sind, entdeckt?

Woran denken Sie nur, Joubert, bemerkte Herr Chastagnac mit spöttischem Lächeln, Sie vergessen immer, daß unser geehrter Colleague kein Latein versteht, oder sich doch nur einige Worte durch die Uebung angeeignet hat.

Journier blieb gegen die boshaften Bemerkungen Chastagnac's, welche unter andern Umständen seine Galle erregt haben würden, unempfindlich und rieb sich nun vergnügt die Hände.

Meine Herren, rief er endlich majestätisch dazwischen, so erhabene Entdeckungen überlasse ich gelehrten Herren, wie Sie, und begnüge mich Materialien zu sammeln, welche dann von geschickteren Händen verwendet werden können. Die Wahrheit ist, daß ich Ihnen eine Münze vorlegen werde, welche, wie ich hoffe, Ihrer Anerkennung würdig befunden werden. Ich habe sie von dem Herrn Abbé Robertin, der sie in den Katakomben Roms gefunden und von dort mitgebracht hat.

Der Abbé Robertin ist demnach zurückgekehrt? rief Chastagnac aus. Das ist unmöglich, denn ich müßte ihn schon gesehen haben. Der Abbé hat mir vor seiner Abreise nach Rom feierlich versprochen, für mich, und ganz allein für mich, nach Münzen zu suchen.

Journier lächelte verschmigt. Der Abbé Robertin ist seit

gestern Früh zurück, sagte er, man hatte mir im bischöflichen Palais seine bevorstehende Ankunft angezeigt, und ich erwartete ihn beim Haltepunkt der Diligence. Obwohl er entsetzlich angegriffen und erschöpft war, begleitete ich ihn doch in seine Wohnung, wir plauderten zusammen; er hat nichts anderes mitgebracht als eine Münze, und willigte gern in den Austausch derselben gegen ein Brevier in Manuscript, welches er sich schon lange gewünscht hatte, und das aus der ehemaligen Abtei Saint-Martial stammt.

Aus einem Glaskasten suchte Journier eine Lederkapsel hervor, welche Gegenstände von hohem Werthe zu enthalten schien, und schritt mit derselben langsam wieder in die Mitte des von den Anwesenden gebildeten Kreises. Aber bevor er die Kapsel öffnete, glaubte er die allgemeine Ungebuld auf die Spitze treiben zu müssen.

Meine Herren, begann er, auf jedes seiner Worte ein besonderes Gewicht legend, hat Jemand unter Ihnen schon eine Goldmünze von Kaiser Otho, einem der zwölf Cäsaren, gesehen, dessen Rehrseite einen Dreischentel gezeigt hätte?

(Wir müssen hier beiläufig bemerken, daß ein Dreischentel (triquètre) eine sinnbildliche Figur ist, welche auf Münzen aus der Zeit der römischen Consuln und Kaiser ziemlich häufig vorkommt.)

Wenn eine solche Münze existirt, gab Joubert zur Antwort, so wäre sie ein Schatz von unbestimmbarem Werthe und würde die ganze gelehrte Welt in Aufregung versetzen.

Nun wohl, meine Herren, rief Journier losbrechend, diese Münze existirt, diese Münze ist in meinem Besitz! Ich erhielt vom Abbé Robertin einen goldenen Otho mit vollkommen deutlichem Gepräge, und einem Dreischentel auf der Rehrseite. Jetzt kann ich meine Sammlung der zwölf Cäsaren in Goldmünzen, an der ich mein Leben lang gesammelt habe, endlich vervollständigen. Einer von Ihnen, meine Herren, hat behauptet, ich würde das zwölfte Fach in meinem Münzkästchen nie ausfüllen können — es ist ausgefüllt!

Gleichzeitig öffnete er hastig die Kapsel, welche er in Händen hielt und ließ auf dem Grunde in rothem Sammt zwölf Goldmünzen von verschiedener Größe sehen.

Ein allgemeiner Ruf der Bewunderung ertönte, alle Hände streckten sich aus, um sich von der wirklichen Existenz des angekündigten Schatzes zu überzeugen, in weniger als einer Secunde sah auf jeder Nase eine Brille. Nur Herr v. Chastagnac verließ unbeweglich und stumm, aber sein Gesicht sah blaß und sahl aus, es drehte sich ihm alles wirr im Kopfe herum, er hatte vollständigen Schwindel. Einen Augenblick lang ließ er das Satzreden seiner Genossen austoben, dann streckte auch er die Hand aus und schrie, die Worte heftig hervorstoßend, als ob er sich an eine letzte Hoffnung anklammere:

Geben Sie mir . . . Geben Sie mir's! Die Münze ist falsch, ohne Zweifel muß sie falsch seyn! . . . Die römischen Juden besitzen eine erstaunliche Geschicklichkeit darin, seltene Münzen nachzuahmen!

Wieder erhob sich ein allgemeines Geschrei, während Journier, seiner Sache gewiß, dem Nebenbuhler lächelnd die Münze hinreichte. Chastagnac ergriff und betastete sie mit zitternder Hand: ein Schleier senkte sich über seine Augen herab, die Blässe seines Gesichtes ging plötzlich in Carmosin über . . . bei der starken vollblätigen Figur des alten Edelmanns mußte man einen Schlagfluß befürchten.

Joubert bemerkte diese außerordentliche Aufregung seines Freundes und wurde durch dieselbe heunruhigt.

Mein lieber Chastagnac, sagte er, und nahm ihm den Gold-Otho sanft aus der Hand, welche schwach und willenlos ihre Beute fahren ließ, Sie scheinen nicht ganz wohl zu seyn. Sie sind nicht gewohnt, zu gehen, und diese Promenade im Sonnenschein ist wahrscheinlich die Ursache Ihres Uebelbefindens. Lassen Sie uns in den Garten hinuntergehen, die frische Luft wird Ihnen wohlthun. Lassen Sie sich nicht stören, meine Herren, in einigen Minuten sind wir wieder bei Ihnen.

Er faßte den alten Edelmann, der keinen Widerstand leistete, beim Arme und führte ihn freundlich hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

#### Die wunderbare Uhr.

Wahrhaftig! meine gold'ne Uhr,  
Rief freudig Madam Hage,  
Geht sechsunddreißig Stunden grad  
Und zwar — in einem Tage.

O könnte mir ein Lied gelingen.

O könnte mir ein Lied gelingen,  
Die Gott es selbst in's Herz mir schrieb,  
Vor allen Thüren wollt' ich singen  
Dies Gotteslied so gut und lieb —  
Bei jedem Herzen blieb ich stehen,  
Das arm und krank, und klopfte an,  
Und wollte eh'r nicht weiter gehen,  
Als bis man hätte aufgethan.

Die schwerste Last, sie wollt' ich wälzen  
Von ihm durch dieses Liedes Grub,  
Das härteste Eis es sollte schmelzen,  
Wie bei des jungen Frühlings Ruf —  
Dann legt ich still von Gottes Segen,  
Wie er in meinem Herzen rubt,  
In's kranke, das in matten Schlägen  
So bang und leise athmen thut.

Und wär' Genesung ihm beschieden,  
So steht' ich still zum Himmelsaal:  
O Vater schenk' auch deinen Frieden  
Dem armen Herz nach langer Qual;  
Dann bät ich mir von Gottes Liebe  
Auch Blumen und mit solchem Strauß  
Schmückt' ich das Herz, das einst so trübe,  
Wie einen Himmelsgarten aus.

**Compaß und Senkblei zur glücklichen Reise durch das klippenvolle Meer dieses Lebens.**

(Fortsetzung.)

136tes Kapitel.

Dem ersten Eindruck nicht nachgeben.

Einige lassen den ersten Eindruck mit sich verwachsen, und weisen jeden späteren ab. Die Lüge drängt sich stets vor und läßt der Wahrheit keinen Raum übrig. Weder der Wille hat den ersten Gegenstand, noch der Verstand den ersten Vorschlag zu ergreifen. Dieses sind Fehler der Eagerzigkeit. Manche sind wie neue Gefäße; sie lassen den ersten Geruch nicht mehr, die Flüssigkeit mag gut oder schlecht gemessen seyn. Wird diese üble Eigenschaft bekant, so dient sie zum Verderben, indem sie kostbare Thätigkeit anlockt, der Leichtgläubigkeit ihre Farben aufzubesteln. Nähere Erwägung soll stets ihren Platz finden. Sich einnehmen lassen, deutet auf Unfähigkeit, und steht nahe an Leidenschaftlichkeit. (Fortsetzung folgt.)

**Indier und Indianer**

sind im Deutschen zwei, wenn auch ähnliche, so doch unterscheidbare Worte, während man im Englischen sowohl die rothhäutigen Wilden Amerikas als jenes uralte bronzefarbige Kulturvolk im Süden Asiens mit ein und derselben Beziehung „Indians“ benennt. Sowohl um der Mißverständnisse willen, welche die Gleichartigkeit dieser Namen in England, und in aerinoerem Grade wohl auch bei uns hervorzurufen pflegt, als in Rücksicht auf ihre Geschichte und Ueberlieferung durch verschiedene Nationen ist es interessant, sich den Ursprung jener Ausdrücke zu vergegenwärtigen. Als die Leute, welche wir heute als Ostindier oder Hindus kennen, etwa zur Zeit des jüdischen Zuges nach Kanaan von dem nordwestlichen Hochlande in ihre gegenwärtigen Sitze hinabstiegen, nannten sie die weite, herrlich bewässerte Ebene zu ihren Füßen das Stromland, auf Indisch Sindhu. Schon die Perser, von welchen die Griechen den Namen erfuhren, sollen denselben zu Chindu verunstaltet haben: ein Laut, der sich im Hellenischen Munde zu Hindos, Indos und India abtönen mußte. In dieser Gestalt gelangte der Name durch die griechische und lateinische Literatur an das europäische Mittelalter, und zwar als eine mehr und minder umfassende Bezeichnung des östlichen Asiens überhaupt. Da kam Columbus. Der Gedanke, daß die Erde rund sei, führte ihn zu dem Schlusse, daß die Ostseite Asiens zu erreichen wäre, auch wenn man stets nach Westen segelte. Der Erfolg schien seine Voraussetzung zu rechtfertigen. Im Wahne, nicht etwa einen neuen Continent, sondern nur die östliche Küste Asiens erreicht zu haben, gebrauchte er für das von ihm entdeckte Land jenen Namen, welcher ihm, wenn sein Entdecker sich nicht getäuscht hätte, von Alters her zugedacht wäre: er bezeichnete es als „Indien.“ Indem man später zu der Einsicht gelangte, einen selbstständigen Continent vor sich zu haben, bildete sich zum Unterschied von dem alten östlichen Indien der Name „Westindien“ für das neue Land aus. Bis heute hastet er an den Inseln, welche Columbus zuerst betrat, obgleich „Amerika“ die Gesamtbezeichnung des Welttheils nach einem seiner ersten Beschreiber wurde. Ebenso blieb die einmal populär gewordene Benennung „Indianer“ allen Bewohnern des neuen Welttheils erhalten. Spanier, Franzosen und Engländer machten im letztern Wort keinerlei Unterschied zwischen den Amerikanern und Asiaten, für welche es nun gleichmäßig angewendet wurde. Die genaueren Deutschen aber bildeten nach einiger Zeit des Schwankens zwei verschiedene Formen aus, indem sie die alten und wahren „Indier“ im östlichen Asien mit diesem ihrem rechten Namen belegten, wie er von Griechen und Römern überliefert war, für die neu aufgefundenen Amerikaner aber, welchen nur ein Irrthum zum indischen Namen verholfen hatte, sich auf die Spanische Form „Indianer“ beschränkten. Später kam im Geleite der Philologie auch die ostindische Wortbildung „Hindu“ für die Indier auf.

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß die Indier und Indianer trotz der irrthümlichen Aehnlichkeit ihrer Bezeichnung so durchaus verschiedene Menschenrassen sind, als nur auf der Erde existiren. Letztere, die Rothhäute Amerikas, sind wilde, zum Theil Menschenfresser mit den dürftigsten Anfängen der Besitzung und des Wissens.

Wer erinnert sich ihrer nicht aus Robinson Crusoe und Coopers Romanen? Erstere dagegen, die Bewohner des südlichen Asiens zwischen Indus und Ganges, gehören mit Chinesen und Aegyptern zu den ältesten Kulturvölkern der Welt und sind für uns um so wichtiger, als sie nach dem Ausweis der vergleichenden Sprachwissenschaft zu derselben Menschenrace zählen, welche Europa bewohnt, ja in Urzeiten, deren Spuren der menschliche Verstand rückwärts verfolgen kann, einmal mit Deutschen, Engländern, Franzosen, Russen, Italienern u. s. w. ein und dasselbe Volk gebildet haben müssen. Mehr als 500 Jahre vor der Zeit, da der Römer Tacitus die Vorfahren der heutigen Deutschen als halbbelleidete Höhlenbewohner und Wolfsjäger beschreibt, hatten die Indier in der üppigen Schönheit ihrer Lande schon eine ständisch gegliederte Gesellschaft, einen tiefinnig erdachten Gözendienst, eine empfindsame zarte Moral, eine blühende und feinfühligke Poesie und viele ausführliche Schriftwerke über eine Anzahl von geistigen und natürlichen Wissenschaften entwickelt; von ihren Prachtbauten, ihren Künsten und Gewerben zu geschweigen. Ihr Verfall datirt im Wesentlichen seit den fürchterlichen Tataren- und Uighanen-Einbrüchen und Unterjochungen des Mittelalters. Was wir heute in ihnen sehen, ist eine sittlich versunkene und politisch zerplitterte Masse, die, trotz aller Intelligenz, kein Vertrauen zu sich selber hegt und keine Ehrfurcht vor Göttlichem oder Menschlichem besitzt, es sei denn, daß die Furcht sie zwingt. Auch ihre Wissenschaft ist längst von der Europäischen überholt und hat in Indien selber jede eigene Entwicklung und jede Einwirkung auf das Leben des Volkes oder seiner vornehmen Kasten verloren. Die Anwesenheit von 16 Millionen wilder malaiischer Ureinwohner, welche sich schon vor den Hindus (150 Millionen) im Lande befanden und sich in der genannten Anzahl bis auf den heutigen Tag von ihnen gesondert erhalten haben, dient nur dazu, den verwirrenden und trostlosen Anblick des Ganzen zu steigern. Ein neuer Irrthum der Europäer schließt diese Wilden um so eher in den Namen der Indier ein, als sie keine Gesamtbezeichnung haben, sondern nur unter den Stammnamen der Santals, Kols, Bihls, Minas, Bngais u. s. w. bekannt sind, und als die Indier selbst Kasten und Klassen besitzen, welche nicht eben hoch über jenen Malaien stehen, ja, wohl aus ihnen hervorgegangen sind. Beiden, Indiern und Ureinwohnern Indiens, hat die unterschiedlose Erbitterung des gegenwärtigen Kampfes noch eine weitere Gemeinsamkeit des Namens geschaffen. Der englische Soldat unter General Havelock und Sir Colin Campbell heißt sie mit der verächtlichen Bezeichnung, welche man in Nordamerika den afrikanischen Sklaven beilegt, Nigger. (N. Pr. Btg.)

**Starker Irrthum.**

Es war zur Zeit, da der berühmte Remble das Conventgardenstheater zu London verwaltete, als ein Herr bei ihm eintrat, welcher wegen des Engagement seiner Tochter mit ihm zu sprechen wünschte. Zufällig erwartete Remble in derselben Stunde den Besuch eines Pferdehändlers, den er bestellt hatte, um mit ihm über den Kauf einer Stute zu unterhandeln. Remble, dem die letztere sehr am Herzen lag, glaubte den Pferdehändler in der Person des Fremden zu sehen und fragte ihn sogleich: „Wie alt ist sie?“

Sie hat vergangenen Mai das sechszehnte Jahr erreicht.  
„Wie? sechszehn Jahre? — Schon etwas alt, hm! hm! mir nicht lieb. Aber Eins, die Hauptsache, hat sie Ruhe?“  
Vollkommen, mein Herr Director! ich habe noch nie ein sanfteres Geschöpf gekannt.

„Ist sie schon lange in der Stadt?“  
Es können acht Tage seyn, daß ich mit ihr aus Grimmstead hier eingetroffen.

„Ist sie gehörig geschult?“  
Herr Thellwell hat ihr einige Lektionen erteilt.  
„Hat sie stets zwischen den Pfeilern gestanden?“

Was, zwischen den Pfeilern? — Ich verstehe Sie nicht, mein Herr.

„Nun, es ist nicht der Rede werth; wenn Ihre Bedingungen nicht übertrieben sind, so werden wir schon übereinkommen.“  
Diesen Punkt, mein Herr Director, überlasse ich ganz Ihrem Er-

messen, ich glaube, Sie werden zufrieden seyn, wenn Sie selbige nur erst einmal dem Publikum vorgeführt haben. Sie ist unten, soll ich sie zu Ihnen heraufbringen?"

"Heraufbringen?" entgegnete Kemble mit spöttischem Lächeln. "Ich danke für den Spas. Nein! übergeben sie seloige meinem Burschen."

Ihrem Burschen?  
"Ja! ich werde später hinunter kommen, um sie in Augenschein zu nehmen. Er soll sie einstweilen in den Stall führen."

Was? in den Stall? rief der Fremde fast empört.  
"Jawohl, wo anders hin? Da Sie sagen, sie sei sanft, so bin ich entschlossen, mich ihr nächstens anzuvertrauen. Mein Freund Wec-ton schreibt jetzt ein Melodramm, wo ich aufträte. Sobald wir handels-einig, bin ich entschlossen, auf ihrem Rücken zu debütiren."

Was? auf dem Rücken meiner Tochter wollen Sie debütiren? Herr! Sie wollen mich beleidigen! ich ...

"Bitte tausend Mal um Verzeihung! kommen Sie denn nicht aus den Gestüten in Cumberland?"  
Nein! ich komme von Grimstead.

Mit einem Pferd?  
Nein! mit meiner Tochter, mit meinem Kinde, das Sie der Pflege eines Stallknechtes ...

Irthum! Verwechslung! Ein Mißverständnis!  
"Daß es noch einige Minuten währte, ehe Beide die nöthige Ruhe gemannen, um über das Engagement der jungen Schauspielerin zu sprechen, kann sich ein Jeder denken."

**Der Hunger als Diebsfänger.**

Aus Bremen wird erzählt: Unter gewöhnlichem Zollverschluss wurde vor einigen Tagen von hier aus mit dem Güterzuge ein Güterwagen abgefertigt, welcher während der ersten Nacht auf dem Bahnhofe zu Wunstorf und die zweite Nacht zu Braunschweig verblieb, um dann nach Bienenburg, seiner Endbestimmung, weiter expedirt zu werden. Zu Braunschweig ertönte nun plötzlich aus dem Innersten des Wagens eine menschliche Stimme, und als man den Wagen öffnete, kam ein sehr hungriger Israelit aus Nienburg zum Vorschein, wobei es sich auch fand, daß an einer Kiste, welche neben anderen Gütern ebenfalls im Wagen gestanden, ein Diebstahl verübt sei. Unzweifelhaft hatte der Mann sich in der Bezeichnung des Wagens Bienenburg und Nienburg geirrt und ist es wahrscheinlich seine Absicht gewesen, sich in einem nach Nienburg bestimmten Wagen zu verbergen, um denselben zu bestehlen. Er würde ohne diesen Irthum vielleicht in Nienburg Gelegenheit gefunden haben, den Wagen unbemerkt zu verlassen. Nach Bienenburg expedirt, stellte sich aber bei ihm während der mehrtägigen Reise ein solcher Hunger ein, daß er seine Stimme um Hülfe erschallen lassen mußte, die bei der nächtlichen Stille des Bahnhofes sichtlich gelungen haben soll und seine Ergreifung als muthmaßlichen Dieb veranlaßt hat.

**Goldkörner.**

Mit allem, was dir ist beschieden,  
Leb' du als Weiser stets zufrieden;  
Nach andrer Leute Glück zu gaffen,  
Das ziemt nur Kindern oder Affen;  
Nur der ist weise und beglückt,  
Der sich in seinen Zustand schickt,  
Zufrieden ist mit seiner Welt  
Und sich in ihr allein gefällt. —  
Wer das nicht kann — der ist fürwahr  
Und bleibt sein Lebelang — ein Narr.

Jedes wichtige Geschäft hat gleichsam seinen Stern, unter dem allein es mit Glück ausgeführt werden kann.

Willst du deine Freunde nicht verlieren, so wünsche ihnen kein zu großes Glück.

Fast giebt es weder Treue, noch Glauben mehr. Verbindlichkeiten, stellt man sich, verossen zu haben, als wisse man nichts mehr von ihnen; der treuen Verhältnisse ächter Menschheit giebt es wenig, und für den besten Dienst erhält man den schlimmsten Lohn.

**Charitätenkästlein.**

Als sich einst Clement Marot in sehr dürftigen Umständen befand, ging er zum Könige und sagte: "Ich komme, mich bei Eurer Majestät über einen Gläubiger zu billigen, den ich unzählige Male befriedigt habe, der aber dessen ungeachtet fortfährt, mich ungestüm zu mahnen und mir Ungelegenheiten zu machen." — "Wer ist der Schulte?" fragte der König. — "Mein Mägen, Majestät. Obgleich ich ihn schon oft gesättigt habe, so magt er mich dennoch aus's

Neue und ich bin nicht im Stande, seine Forderungen zu befriedigen." — Dem Könige gefiel dieser Einfall und er bewilligte dem Dichter eine Pension.

Die Gräfin von Lesse hatte eine Reise nach Italien gemacht, um den Vesuv zu besteigen. Sie besaß einen sehr lebhaften Geist, eine glühende Einbildungskraft, und alles, was sie unternahm, geschah mit Leidenschaftlichkeit. Der Chevalier von Boufflers äußerte sich über diese Reise mit der ihm eigenthümlichen sinnreichen, doch etwas satirischen Art: "Es geschah bloß aus Höflichkeit, ein Vulkan besuchte den andern."

Der französische Marschall Turenne hatte unter Ludwig XIV. das oberste Commando über alle Truppen des Reiches. Als dieser große Feldherr sein Leben durch eine Kugel verloren hatte, mußte der König Keinen, dem er nun das Obercommando allein übergeben könnte. Er theilte daher die Aufsicht über das Kriegswesen und die Armeen, und gab diesen Theilen verschiedene Häupter. Bei der Gelegenheit sagte eine Dame: "Der König hat den großen Turenne in kleines Geld gewechselt."

Wiener Blätter erzählen, daß ein Maurer, der von einem Hauseigentümer den Auftrag erhielt, eine Nische zuzumauern, sich in trunkenem Zustande in diese hereinstellte und sich solcher Gestalt ganz lustig selber einmauerte, was er erst da anfang gewahr zu werden, als ihm die Mauer begann über den Kopf zu wachsen. Auf sein alsbald erfolgendes Geschrei eilten einige Menschen aus dem Hause herbei, durch deren Hülfe es denn gelang den Armen aus seiner eigenen Ummauerung wieder herauszuziehen.

Im Anfange der Regierung Friedrich's II. hatte ein reicher Jude in Berlin, mit Namen Ephraim, einen unverilgbaren Haß auf einen andern Juden, Namens David Posen, geworfen, weil er ihm in mancher Handelsunternehmung in den Weg gekommen war. Der Jude Posen erlaubte sich nun eine damals große Emancipation, sich den Bart scheeren zu lassen, und Ephraim benutzte diese Gelegenheit, seinen Feind zu hancaniren. — Er verklagte ihn bei dem Oberrabbiner, daß er, gegen die Sitte des jüdischen Volkes, den Bart sich abnehmen ließe, und es wurde ihm bei Strafe angedeutet, künftig den Bart wachsen zu lassen. Den Juden Posen verdroß dieser Befehl, und er suchte daher bei dem König Friedrich unmittelbar die Erlaubniß nach, sich nach wie vor den Bart rasiren lassen zu dürfen. — Friedrich schrieb aber an den Rand der Vorstellung: "Der Posen soll mich und seinen Bart ungeschoren lassen."

**Stechpalme.**

Belanntlich muß jeder wahre englische "Gentleman" bei jedem öffentlichen Bankette oder Familienfeste einen "Speech" (Rede) halten. Kürzlich entledigte sich ein Gentleman dieser Pflicht in folgender Weise: "Möchten," sagte er, "möchten die Tugenden dieser Damen so groß seyn wie ihre Röde, und ihre Fehler so klein wie ihre Hüte!"

**Zur Geschichte der Crinoline.**



Hören Sie, Fräulein, Sie haben einen Reiß verloren.

**Logogryph.**

Wer kann mein Wort erkunden?  
Wem wird der Hund zu Theil?  
Mit D macht es oft Wunden,  
Mit O oft Wunden heil.  
Mit D stört's oft den Frieden,  
Mit O labt's mild den Gast  
Und winkt zur Raft der Räden,  
Und hat doch selbst nicht Raft.

Herausg. gedruckt und verlegt von Wils. Brandes.